
Prolog: In der neunten Etage

Persönliche Geschichten begleiten meine Wissenschaft. Mein Text ist immer von mir gemacht. Deshalb will ich Ihnen zunächst die Geschichte erzählen, die mich für das Alter und Altern sensibilisierte und mich schliesslich das vorliegende Buch schreiben liess.

Die Geschichte spielt in einer kleinen Stadt und handelt von zwei Frauen. Irgendwo am Rande dieser kleinen Stadt steht ein Hochhaus, neun Stockwerke hoch, vielleicht in den 1970er-Jahren gebaut. Sichtbeton im rechten Winkel. «Alters- und Pflegeheim» steht geschrieben. Direkt über der Tür. Ich trete ein und fahre mit dem Fahrstuhl in die neunte Etage.

Zuoberst gibt es, wie auf allen anderen Stockwerken auch, einen langen Flur. Graues Linoleum, weisse Wände. Die Bilder fehlen. Tag und Nacht brennt das Licht. Es ist unangenehm hell. Neonröhren. Es riecht nach Desinfektionsmitteln, aber auch nach Urin, es riecht nach alten Menschen, es riecht nach Alter. Manchmal schreit jemand um Hilfe oder ruft Unverständliches.

Entlang des Flurs sind beidseitig vielleicht zehn oder auch mehr Türen angeordnet, wie viele spielt keine Rolle. Graue Türen. Gedämpfte Geräusche dringen durch diese Türen. Zu laute Fernsehgeräte. Schreie. Wer sich hinter diesen Türen befindet, weiss ich nicht, sie sind stets verschlossen, wenn ich komme. Wie es dahinter aussieht, glaube ich dennoch zu wissen. Ein Zimmer zu kennen reicht, um alle zu kennen. Ich weiss, hinter jeder Türe wohnt eine Frau, Männer hat es keine. Die Zimmer sind, so gut es auf zwölf Quadratmetern geht, mit einem Sofa und einem Tisch, einem Fernseher und einer Kommode, auf der Fotos stehen, eingerichtet. Das Bett gehört zum Zimmer. Es ist ein automatisches Bett, das muss man nehmen, wenn man hier wohnt. Auf dem Fussboden liegen schwere Teppiche, vor den Fenstern hängen dicke Vorhänge. Die Möbel sind für den kleinen Raum zu gross. Doch andere hat man nicht. Und neue zu kaufen, das lohnt sich nicht. Das ist das Zimmer meiner Grossmutter. Das ist

das Zimmer aller Frauen der neunten Etage. Es ist das Zimmer der Alters- und Pflegeheime.

Am Kopfende des Flurs steht ein Tisch. Auch er ist kalt und grau. Die Tischdecke fehlt. Stühle gibt es nicht viele. Die Frauen sitzen in Rollstühlen. Das ist das Wohnzimmer der Frauen der neunten Etage. Meine Grossmutter sitzt seit elf Uhr mit vier weiteren Frauen an diesem Tisch mitten im Flur. Sie sitzt jeden Tag hier, sobald sie aus dem Bett geholt worden ist. Manchmal ist das eben erst um elf. Die dünnen Haare stehen wirr. Gekämmt ist sie nicht. Dafür ist keine Zeit. Was sie macht? Was sie denkt? Wie es ihr geht? Ich weiss es nicht. Sie spricht nur mehr selten. Und was sie sagt, das verstehe ich nicht. Wer ich bin, das weiss sie nicht mehr. Sie sitzt einfach nur da, an diesem Tisch im Flur. Früher hat sie oft geweint. Und wenn sie Musik hörte, die grossen Opern, dann hat sie mitgesungen. Sie hatte eine schöne Stimme. Und beim Tanzen war sie glücklich.

Früher sind wir spazieren gegangen. Zuerst Hand in Hand. Später habe ich sie vor mir hergeschoben. Im Park gibt es einen Teich mit Enten. Aus Plastik. Meine Grossmutter lockt sie. Sie kommen nicht. Die Gleichgültigkeit der Enten macht meine Grossmutter wütend. Sie schimpft. Dann schreit sie. Später zeigt sie den Passanten ihren neuen Büstenhalter. Das Spazieren mit meiner Grossmutter ist peinlich. Ich bin ungeschickt. Darum bleiben wir fortan auf der neunten Etage.

Mir gegenüber sitzt eine andere Frau, deren Namen ich nicht kenne. Sie arbeitet. Eine Kiste steht vor ihr auf dem Tisch. Sie rollt die darin liegenden Bandagen zusammen. Sie arbeitet langsam und ungenau. Irgendwann ist sie trotzdem fertig. Eine Pflegerin kommt und nimmt ihr die Kiste weg. Auch sie spricht nicht. Stattdessen entrollt sie die Verbände vor den Augen der alten Frau. Diese schreit und weint. Danach beginnt sie von vorne. Die Pflegerin geht wieder. Sie muss arbeiten. Putzen, desinfizieren, Wäsche waschen, ankleiden, auskleiden, beim Essen helfen, Windeln wechseln, Wunden säubern, Zehennägel schneiden. In Punkten schreibt sie diese Arbeiten auf, damit sie den alten Frauen entsprechend verrechnet werden können. Sie müssen viel arbeiten, die Pflegerinnen. Sie sind zu wenige. Und sie verdienen schlecht. Doch warum, das frage ich mich noch immer, hat sich die Pflegerin nicht bei der Frau für das Aufrollen bedankt, sich umgedreht und erst dann die Bandagerollen, für die Frau nicht sichtbar, wieder geöffnet?

Früher, als meine Grossmutter noch selber bestimmen konnte, ist sie nie an diesem Tisch im Flur gesessen. Die alten Frauen haben ihr nicht gefallen. Unanständig gegessen hätten sie, dummes Zeug geschwatzt. Jetzt schiebt man sie hin und arretiert den Rollstuhl. Und dann wartet sie, bis man sie wieder in ihr Zimmer bringt. Meist ist das schon um vier, gleich nach dem Abendessen. Dann bringt man sie wieder ins Bett. In der Nacht wird sie gewendet.

Warum sie hier ist, in diesem Alters- und Pflegeheim, das hat meine Grossmutter nicht verstanden. Die ersten Wochen ist sie wiederholt losgezogen, um nach Hause zu gehen. Mitten in der Nacht. Im Schlafanzug und ohne Schuhe. Geblieben ist sie erst, als sie beruhigende Medikamente bekam. Spät und vielleicht zu spät ist sie umgezogen oder besser: ist sie umgezogen worden. Erst als sie nicht mehr ass, sich nicht mehr wusch, die Menschen im Fernsehen bei ihr zu Besuch waren und die Frau im Spiegel sie bedrohte, erst dann ist sie gegangen. Denn sie wollte bleiben, in ihrer Familienwohnung, die schon lange keine mehr war. Zuerst mit ihrem Ehemann, dann, als dieser starb, alleine.

Nach einer Stunde gehe ich. Die Langeweile plagt mich. In einer Woche oder vielleicht auch in zwei, werde ich wieder kommen. Weil sich das so gehört.

Seither sind beinahe 20 Jahre vergangen. Damals war ich jugendlichem Idealismus verhaftet, ich war Weltverbesserin. Ein Altersheim wollte ich gründen. Das habe ich nicht gemacht. Stattdessen habe ich Volkskunde studiert. Aus mir ist eine ethnografisch arbeitende Kulturwissenschaftlerin geworden.

Das Alters- und Pflegeheim heisst heute Alterszentrum und trägt den programmatischen Untertitel «Lebensqualität im Alter». Daneben ist ein Gesundheitszentrum entstanden. Was damals war, ist heute so nicht mehr.

Meine Grossmutter ist gestorben. Die andere Frau bestimmt auch. Und mit ihnen die ganze neunte Etage. Doch ihre Geschichten haben mich begleitet. Sie haben mich aufhorchen lassen. Sie haben meine Sinne geschärft. Und sie haben mich dazu motiviert, das Alter und Altern zu meiner Doktorarbeit zu machen. Entstanden ist eine Arbeit, deren Geschichte nicht im Alters- und Pflegeheim spielt. Das Thema aber ist dasselbe geblieben.

Wie ich vom Alters- und Pflegeheim in die Haus- und Wohngemeinschaften gefunden habe, möchte ich Ihnen nun erzählen. Davor möchte ich mich aber bei all denjenigen bedanken, die mich während meiner Promotionsjahre begleitet haben.

Ohne meine Gesprächspartnerinnen und -partner wäre die vorliegende Arbeit nicht entstanden. Danke, für die intensiven Gespräche, das Vertrauen und die Offenheit. Danke dafür, dass ich aus ihrem erzählten Leben meine Doktorarbeit schreiben durfte.

Meinem Lebenspartner möchte ich dafür danken, dass er meine Promotionslunen ertragen und geduldig begleitet hat. Unsere beiden Söhne haben mich jeden Tag daran erinnert, dass es sich lohnt, den Schreibtisch zu verlassen.

Nicht zuletzt geht mein Dank an Prof. em. Dr. Ueli Gyr, dessen Schülerin ich definitiv bin, an meinen Doktorvater Prof. Dr. Thomas Hengartner und meine Zweitbetreuerin Prof. Dr. Gabriela Muri. Sie haben meine Gedanken sortiert, wenn ich Hilfe suchte, und mich selbständig denken lassen, wenn ich frei sein wollte. Sie haben mir Zeit und Raum ermöglicht. Thomas Hengartners Tod nur

wenige Wochen vor dem Ende meiner Arbeit erschütterte mein wissenschaftliches Selbstverständnis und machte mich tief betroffen. Er hat mich gelehrt, quer zu denken, und mir gezeigt, dass Wissenschaft lachende Herzenssache ist. Danke, Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann, für das umsichtige und wohlwollende Einspringen in letzter Minute.